

# COSÌ FAN TUTTE

Neueinstudierung unter Seiji Ozawa

März 2003

*So machen's alle, das ist ja das Problem*

*"Cosi fan tutte", im Theater an der Wien ein Sensationserfolg, zerbröselt unter Seiji Ozawas Händen in der Staatsoper. So entfernt sich die Wiener Staatsoper vom Mozart-Stil.*

Cosi fan tutte", ein Werk, das unbedingt ins Wiener Repertoire gehört, war hier ein Jahrzehnt nicht zu erleben. Die viel bejubelte Festwocheninszenierung im Theater an der Wien lief ja dank der restriktiven Politik der Stadt Wien sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Die Übernahme in die

Staatsoper macht sie endlich zugänglich und ist auch deshalb spannend, weil es doch eine bedeutsame Frage ist, was "Musikdirektor" Seiji Ozawa zu Mozart zu sagen hat. Die Antwort ist mit dem Wort "nichts" recht klar und eindeutig zu geben.

Der reichen Wiener Mozarttradition, der gerade diese Produktion 1994 eine so schöne Facette hinzugefügt hatte, spricht deren Übernahme ins Haus am Ring Hohn. Denn was an der Wien als zauberhaft leichtes, von zarten ironischen Pointen durchsetztes Kammerpiel funktionierte, scheint in Substanzlosigkeit zu zerbröseln. Es wäre ein Leichtes, das der Tatsache zuzuschreiben, daß eine Inszenierung aus einem so intimen

Rahmen nicht ins große Haus transferierbar ist. In Wahrheit offenbart das hilflos wirkende Staatsopern-Remake, daß der Erfolgsgarant der ursprünglichen Version am Pult stand: Riccardo Muti hatte das Ensemble - das man des Öfteren neu zusammenstellte - jeweils fest im Griff und auf seinen spezifischen Ton eingeschworen. Dem folgte nicht nur die musikalische Faktur, sondern auch die Bewegungs-Choreografie Robert de Simone.

Seiji Ozawa hat, das wissen wir von verschiedenen Gelegenheiten von Berlioz bis Honegger, viel anzubieten. Mozart-Stil ist seine Sache jedoch offenkundig nicht. Wobei es keineswegs darum geht, einer

bestimmten Spielart das Wort zu reden. Nur irgend eine Spielart sollte kenntlich machen, wer in Wien eine Premiere anbietet.

Im konkreten Fall ereignet sich eine ungeordnete Mixtur, die jedem Sänger ermöglicht, irgendwie über die Runden zu kommen, vom Orchester selten wirklich gestützt, im besten Falle ungestört, nie mit anderen Stimmen zu behutsam abgestimmten Duetten, Terzetten oder Ensembles harmonisiert. Selten habe ich in einer Aufführung so oft daran denken müssen, daß Operndirigenten in Italien "Maestro concertatore e direttore" heißen. Wer derzeit "Cosi" in Wien erlebt, erfährt

sozusagen im Eliminationsverfahren, was diese Begriffe bedeuten.

Konzertiert wurde diesmal nichts. Man erlebt es am schmerzlichsten in den Rezitativen, die im Theater an der Wien so lebendig, so vielgestaltig und aufregend die Handlung zusammenhielten und vorantrieben. In der Staatsoper laufen sie zähflüßig ab, als lästiger dramaturgischer Ballast zwischen den Arien, und dort, wo sie vom Orchester gestützt werden sollen, obendrein von unpräzise gesetzten Akkorden irritiert.

Überhaupt sind die Philharmoniker unter Ozawas Führung den Sängern keine besondere Hilfe. Die Musik schnurrt

neben den Gesangslinien einher.

Bemerkenswert, wie unartikulierte die oft höchst uneinheitlich klingenden Geigen ihre Linie in Despinas erster Arie ziehen. Als wär's eine fade Etüde.

Da mag es denn sein, daß Stefania Bonfadelli die Kammerzofe farbiger zu singen wüßte, als sie das diesmal tut. Sie klingt so eintönig, wie ihr Spiel hemdsärmelig plump bleibt. Vielleicht wagte auch Sophie Koch, die Dorabella mit dem reizvoll-herben Mezzo, mehr Leben in ihre mehrheitlich untadeligen Kantilenen zu bringen, wenn vom Orchester entsprechende Signale ausgingen. So bleibt sie eindimensional und etwas ungeschlachtet wie der Guglielmo Ildebrando d'Arcangelos. Er

verfügt zwar über einen prächtigen, virilen Bariton, setzt diesen allerdings in pathetischer Breite ein, als ginge es um mittleren Verdi. Das mag im Verführungsduett noch aufregend wirken, rächt sich jedoch spätestens in der zweiten Arie bitter. Denn da will Mozart Eloquenz, die nur mit prägnanter Artikulation und sicher fokussierter Stimme zu erreichen ist.

Ob Rainer Trost bei souveräner Führung den zweiten Akt besser überstünde, wage ich nicht zu prophezeien. Daß er im ersten, nicht nur in der "Aura amorosa", besonders geschmeidig und mit Stilgefühl singt, daß er besonders penible Koloraturen modelliert, muß man ihm konzedieren.

Wie man auch nicht überhören kann, daß Soile Isokoski eine makellos sichere, mit Ausnahme der tiefsten Tiefe perfekt ausregistrierte Fiordiligi singt. Sie serviert vielleicht die Höhepunkte ihrer Partie nicht mit überwältigender theatralischer Geste. Doch verdient ihre Perfektion höchste Anerkennung.

Bleibt Alfred Srameks Debüt in der Rolle des Drahtziehers Don Alfonso. Das paßt so gar nicht ins Bild, denn es wirkt wie ein Relikt aus glücklichen Tagen eines intakten Ensembles, in denen ein langgedientes, treues Mitglied des Hauses selbstverständlich zum - in diesem Fall lebenswert dezenten - Marionettenspieler im Mozartschen Verwirrspiel werden mußte.



Heute ist von Ensemble keine Rede mehr. Ein guter Dirigent könnte kurzzeitig mit einer Gruppe von Sängern den Anschein eines solche erwecken - und vor Mauro Carosis süditalienischen Veduten "Cosi fan tutte" spielen, wie's eben nicht alle machen. Das ist in der Staatsoper diesmal nicht passiert. Immerhin das Bühnenbild hat man aus dem Theater an der Wien transferiert.

**mehr**

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten

**SINKOTHEK**